

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22 Sgr. (7 Ebr.) vierteljährlich; 3 Ebr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Literaturblatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Buchh. Post-Verlegern.

Literatur des Auslandes.

N^o 4.

Berlin, Freitag den 8. Januar

1841.

Frankreich.

Reisebriefe eines Glücklichen.

Von J. Janin.

I. St. Etienne und das südliche Frankreich.

Ich habe nicht vergessen, gnädige Frau, daß Sie mir erlaubt haben, Ihnen zu schreiben, und Sie haben mich in der That an so viele Güte und Rücksicht gewöhnt, daß ich sehr undankbar und sehr ungezogen seyn müßte, wenn ich Ihnen nicht einmal dieses Zeichen meiner Erinnerung und meiner Ehrfurcht wollte zukommen lassen. Ich bin also am 24. August von Paris abgereist, allerdings etwas traurig, denn diejenigen, die ich liebe, liebe ich so sehr, und ich bin am folgenden Tage noch so sehr der Mann des vorigen, daß es mir schwer wird, während eines Monats meine Freunde, meine süßen Träume aufzugeben. Dennoch sind wir in aller Eile und ohne größere Vorbereitungen als der Held der empfindsamen Reise aufgebrochen. Rasch geht's vorwärts, denn wir reisen mit vier Pferden wie Colporteur. Da ist schon Fontainebleau, die königliche Stadt; wir begrüßen diese Masse von Schlössern, die sich in ihren französischen Gärten blähen. Am Abend machen wir Halt in einer Oeuvrière; aus dem von Eichen umschatteten Fenster sehen wir eine Neuvermählte vorüberziehen. Diese Neuvermählte war nichts Geringeres, als eine junge und schöne Pariserin, noch vor kurzer Zeit die Zierde der Oper, der Bälle und der Feste, welche nun der Welt, dem Pariser Satan und seinen Lockungen entsagt hatte, um den Postmeister des Orts zu heirathen. Die junge Dame lächelte uns im Vorübergehen anmuthig zu; wir leerten ein Glas auf ihre Gesundheit. Dann aber rasch in den Wagen! „Reisen Sie nicht“, sagte sie, „es wird eine sehr stürmische Nacht werden.“ — „Nein, nicht morgen! Heute, gleich! Noch ist Paris nicht so fern, daß es uns nicht noch erreichen könnte. Rasch, in den Wagen! denn schon ist es mir, als ob ich die Kronenleuchter im Theater anzünden sähe; schon höre ich die Musikanten stimmen. Und diese kreischende Stimme, welche unter dem Kutschhor leucht, ist das nicht der Mime, der seine Berse herausprudelt? Also rasch in den Wagen!“

Borwärts! Borwärts! Da liegt schon Pouilly. Wir durchfahren ein Sandmeer, und man sagt uns, daß das die Loire ist. Am Abend waren wir in Moulins. Der Postillon singt mit heiserer Stimme ein Volkslied:

Junter la Palice ist todt;
Ach! zehn Minuten vor dem Tod
Da war er noch lebendig.

Monsieur la Palice est mort;
Un quart d'heure avant sa mort
Il étoit encore en vie.

„Postillon, wir sind in la Palice?“ — Er zeigt mit der Peitsche auf das alte Schloß. Sie denken, wie ich, daß, wo es sich um den Ruhm handelt, nichts gering zu achten ist. Dies lächerliche Lied, das zu seiner Zeit die Herren von la Palice gewiß nicht wenig gestärkt hat, ist jetzt eine Ehre und Freude für ihr Andenken. Wie wackere Leute auch diese Herren gewesen seyn mögen, so waren sie doch sicherlich um kein Haar besser als eine Menge von Rittern, deren Namen wir nicht mehr wissen, carent quia vate sacro, wie Horaz sagt. Der Dichter, der Herrn von la Palice auf diese burleske Weise besungen, hat ihm also den größten Dienst geleistet. Herrn von la Palice und Marlborough wird man noch von einem Ende der Welt zum anderen feiern, wenn von der orientalischen Frage längst nicht mehr die Rede ist.

Wir besuchen das Schloß la Palice, indem wir das Lied vor uns hinstimmen. Von da geht's nach Roanne. Aber welcher Himmel! Welche Berge! Nicht so rasch! Die Industrie ist noch nicht hierher gedrungen. Nicht so rasch! Die Steinkohlen haben noch nicht mit ihrem verpesterten Hauch das Grün der Felder und Saaten erstickt. Nicht so rasch! Denn bald werden das Eisen, die Steinkohlen, die Rail-ways, die Bebestühle, die Schmelzöfen auch hier ihr unbarmherziges Recht geltend machen. In Feurs — Forum Romanum, aber entschuldigen Sie, gnädige Frau, meine Gelehrsamkeit; man ist ja so pedantisch, wenn man gut gelaunt ist — in Feurs begrüße ich die Statue des Obersten Combes.

Endlich, einige Stunden später, ziehe ich unter einem Wirbel von Feuer und Rauch, unter erschrecklichem Gelärm, unter dem Klappern der Bebestühle, unter dem Loben der Maschinen und Blasebälge in meine Geburtsstadt St. Etienne ein, diesen bewundernswürdigen Kohlen- und Atlashausen, von dem ich schon so oft

gesprochen habe, und von dem ich immer sprechen werde. Inmitten dieses wogenden Lebens, dieses gährenden Strudels giebt es nichts Interessanteres, als eine Seite der „Astree“ zu lesen, dieses schönen Romans, der in diesen Gebirgen erfunden und niedergeschrieben wurde. Man denke sich nur zu diesen lärmenden Straßen, zu diesen geschwärtzen Gestalten, zu diesen Frauen, welche man für Männer halten könnte, eine Seite der zärtlichen Pastorale wie die folgende: „Soll ich Ihnen das ganze Glück Philander's schildern? Tausendmal hat er mir betheuert, daß er, trotz der Ungeduld seiner Wünsche, nie glücklicher gewesen sey. Nachts liegt er in den Garten hinab und bracht einen Theil derselben unter den Bäumen zu. Daphne, welche in demselben Zimmer schlief, wurde dies gewahr, und da man gewöhnlich eher das Schlumme als das Gute vermischt, so argwöhnte sie, daß Amidor und er sich ein Stelldichein gäben. Eines Abends, als die falsche Calcirea sich wie gewöhnlich entfernte, folgte sie ihm, um sich zu überführen. Da sah sie ihn denn in einem Garten eintreten, der unter meinem Fenster liegt, sich hier unter einen Baum setzen und hörte ihn mit lauter Stimme folgende Verse hersagen:

Diava, Deiner Schönheit Wunderpracht
Uebertrahlet jeder Schönheit Schimmer,
Wie des Mondes Silberlicht bei Nacht
Ueberglänzet and' es Lichtschimmer.“

Sie können sich nicht vorstellen, gnädige Frau, welchen Kontrast die schöne durchsichtige Prosa des guten Arse, seine wohlgezogenen Erbsempfindungen, seine klingenden poetischen Namen mit der Gegenwart dieser Dörfer bilden. Wo seyd Ihr, Dorinde, Macilli, Periander, Merindor, Adamas, Florice, Palnice, Eticine; wo seyd Ihr, Seladon, Melampus, Lycidus, wo Eure strahlenden Augen, die mit Perlen durchbohrten Haare, wo die Schäfer, welche, im Grase gelagert, so lieblich sangen? O, ihr schönen Träume dieser schönen Dörfer, o, ihr schönen Dörfer dieser schönen Träume, was ist aus euch geworden? Ach! die Poesie ist entwichen, um nie wieder-zukehren; das Ideal ist verschwunden und die harte Arbeit geblieben. Der Rasen und die Quellen sind vertrodnet.

Nachdem wir die Stadt begrüßt, wünschen wir einen guten Tag den Freunden unserer ersten Jahre, einen guten Tag auch den Freunden unseres Vaters, den alten Freundinnen unserer Mutter, guten Tag der Familie, den Kindern, die Dich wie einen Fremden ansehen. Dann aber wieder weiter. — „Aber doch wenigstens bis morgen, mein Bruder.“ — „Nein, nicht bis morgen; wenn ich bis morgen bleibe, so bleibe ich auch acht Tage, und ich muß vorwärts; also lebe wohl!“ — Eine Stunde später lag der Dampf und das Gelärm hinter uns. Wir betraten die köstliche Gegend aller Gegenden, welche Gallien enthält. Die Luft, die man daselbst einathmet, ist mild, das Klima so fruchtbar, daß es nach Belieben allerlei Früchte hervorbringt. In der Mitte ist eine bezaubernde Ebene, welche die Loire durchströmt und verschiedene Bäche benetzt.“

— Arse fügt hinzu, und wir müssen ihm wohl aus Wort glauben: „An den Ufern dieses köstlichen Flusses hat man von jeher eine große Menge Schäfer gesehen, welche vermöge ihrer natürlichen Sanftmuth und der Vortrefflichkeit des Klima's um so glücklicher lebten, je weniger sie den Reichthum kannten.“ Wir haben keinen einzigen dieser vielen Schäfer wiedergefunden, wohl aber die finsternen Wälder, die brausenden Gushäbe, das Heulen des Windes, die düsteren und hohen Berge. Niemand übersteigt sie, aber an diesem Tage zogen zwei Personen über sie hin, Se. Hochwürden der Erzbischof von Bordeaux und ich, zwei Söhne dieser Berge. Wir hatten beide das väterliche Haus wieder aufgesucht und die Linde, unter der unser Herz zum erstenmal der Liebe entgegen geschlagen hatte. Die ganze Gegend war festlich geschmückt, um den Kirchenfürsten zu empfangen; jedes Haus puzte sich aufs schönste heraus. Hört Ihr in der Ferne die Abendglocken läuten? In dem Hühnerhof des Pächters ist ein furchtbares Blutbad, in der erleuchteten Kirche ertönen festliche Gesänge, die ganze katholische Armee strömt von allen Seiten herbei, um ihren Hirten zu begrüßen. Denn diese Gegend hat von ihrer alten Poesie noch den Glauben bewahrt. Sie glaubt, sie hofft; sie gehorcht dem Evangelium als der rührendsten Idylle, als dem erhabensten Gedichte. Wohl verfertigt sie den Atlas, welcher den Leib der weltlichen Damen deckt, aber sie selbst trägt ein einfaches Gewand; wohl schmiedet sie Flinten, aber auch Pflugschaaren. Fraget doch die, welche so eilig vorüberziehen, und sie werden Euch sagen, daß sie stolzer darauf sind, einen Erzbischof als einen Kommandiren

den General zum Bruder zu haben. Fraget sie doch, welche Gesänge sie im Chor singen, und welches Buch sie in den Winter-Monaten lesen? Ist es die „Astrée“, das Buch des Voelmanns? Der einzige Dichter, dessen Verse sie kennen, ist ein Priester aus dieser Gegend, Namens Chapelon.

Chapelon ist in der That ein großer Dichter. Er wurde in den letzten Jahren Ludwig's XIV. geboren. Die Poesie trieb ihn nach Italien. Es ist ja so nahe. Von Turin ging er nach Rom, wo seine erste Sorge war, einen Landsmann zu finden. Aber wie sollte er das anfangen? Er tritt in die Peterskirche, und indem er seine Augen im weiten Raume umherschweifen läßt, stößt er das Schiboleth von St. Etienne aus, ein furchtbares Wort, ein Wort, über welches das Gewölbe des Heiligthums hätte zusammensinken müssen, wenn es nicht ein so reiner Mund ausgesprochen hätte. Das Wort hörte ein Mann, der gerade aus Forez kam, und nun konnten sich unsere beiden Heimatslosen das dulcia linguimus arva herfagen. Von Rom begab er sich nach Paris, wo die große Poesie des 17ten Jahrhunderts noch ertönte oder vielmehr triumphirend und mit erhobenem Haupte einherging. Nachdem er nach den letzten Tönen Racine's und la Fontaine's gelauscht und Alles gesehen, was zu sehen war, kehrte er in seine Berge zurück, um da zu sterben, wo er geboren war.

Seine Rückkehr war eine große Freude für seine Familie, für seine Freunde und bald für die ganze Gegend, denn mit sich brachte er die Poesie des heimathlichen Bodens, die Sprache von Forez, das Patois, welches das Volk dieser Gegend spricht, eine rauchtonende Halbchwesler des Italiänischen, welche sich jedoch allen Ansprüchen der Leidenschaft beugt. Chapelon hat in diesem Patois gedichtet, und darum ist sein Ruf nicht über diese Berge hinausgegangen. Aber in diesen Bergen ist auch kein anderer Ruhm dem seinen gleich. Der rohe Bauer kennt seine Verse, das mutwillige Mädchen singt seine Lieder, die starken Geister des Dorfes führen seine Epigramme an. Es ist kein ordentliches Fest, an dem seine Gedichte nicht willkommen wären; er ist in einer Person der Homer und der Anakreon dieser Gegend; er hat Lieder für alle Verhältnisse des Lebens, er hat Sonnetts, Romanzen, Epikeln, Endreime, Epigramme, Grab-schriften und Liedersträuße an Eploris gemacht. Chapelon hat auch sein Testament gedichtet. Es ist das Testament eines armen Teufels, der nichts hat und seinen Freunden durchaus etwas hinterlassen will. Es besteht aus 260 kleinen Vermächtnissen, welche zusammen nicht 24 Sous werth sind. Diesem hinterläßt er z. B. eine zerbrochene Schüssel, jenem Pfirsichkerne, einem dritten einen Sperling, einem andern den Käfig von Weidenzweigen. Nachdem er alle diese Vermächtnisse aufgeführt, setzt er in seinem Patois hinzu: „Das ist nicht Alles; ich vermache der Wirthin die 36 Sous, welche sie die Güte gehabt hat, mir zu leihen.“

Sie sehen, gnädige Frau, daß ich keine Reise schreibe; das ver-hütts auch Gott! Eine Reise werde ich schreiben, wenn Sie mir sagen, an welchen Ort, in welchen Planeten die Reisenden noch nicht ge-brungen sind. Nur keine Reisebeschreibung! Ich schreibe, wie es mir ein-kommt. So eben lies der Erzbischof von Bordeaux die Gloden unserer Dörfer ertönen, und jetzt zittern in meinem Herzen die Verse unseres Dichters Chapelon nach. Jeder Räder-schwung führt auch seine Bewegung, sein Lächeln, sein Leid oder seinen Schmerz mit sich. Die Nacht ist finster; wir steigen zum Flecken Argental nieder, und die erste Person, die uns empfängt, ist ein leidhaftiger Pariser. Der echte Pariser, das Pariser Vollblut ist wie der Bordeaux-Wein; man findet ihn unter allen Breitengraden. Jeder dieser beiden Landsteute ist zugänglich, wohlwollend, lächelnd; er ist Euch immer willkommen und Ihr ihm. Unser Pariser bereitet uns mit Blipedschnelle ein Abendessen, er bringt uns in einem großen Zimmer unter, das er selbst eingerichtet hat, er fragt uns nach Neuigkeiten aus Paris und vom Boulevard de Gand. „Und was macht Herr Malitourne, meine Herren! der hat einmal Geist.“ — „Seitdem ich Herrn Chair-d'Est-Ange gehört habe, bin ich überzeugt, daß la Roucière gar nicht so schuldig ist. — Talma habe ich sehr gut gekannt. — Wie viele Zigarren habe ich mit A. Dumas geraucht. — Ach, die Pariserinnen! Sie haben das Schöne und Gute, das sie göttliche Hübe haben.“ — Und nun sprach er als Kenner vom Fuß der Frau von F. und von der Wade der Frau von R. Mein Freund und ich blickten uns, als er gredet, erstaunt an, ohne uns erklären zu können, wie die Chronique scandaleuse der Pariser Welt in diese Berge gedungen sey. „Meine Herren“, sagte er zu uns, und mich nannte er bei Na-men, „ich bin hier Besitzer eines Gasthofs und in Paris eines Ra-briolets und eines Fialers; hier bringe ich den Sommer zu, dort den Winter, und daher mein Wissen. Uebrigens werde ich später meine Memoiren schreiben.“

Von diesem Dorfe, das am Rhone liegt, senken wir uns auf Valence, Montélimart, bis Nimes nieder, immer den schönen Rhone, meinen Lieblingsfluß, zur Seite. An diesem Tage war das Wasser nur spärlich vorhanden; das Bett des Flusses lag trocken; die Hügel erhoben sich rechts, glänzend im gelben Blätter-schmuck der nahen Weinlese; das ganze Ufer strahlte in Freude und Heiterkeit. Ich erhebe den Blick. Dieser durchbrochene Berg dort oben ist eine Brücke, welche die Römer über einen Gebirgsbach geschlagen haben, den wir höchstens mit einem Brettle beehren würden. Noch sehe ich vor mir die riesenhaften Bogenwölbungen der Brücke über den Gard. Am besten ist, man kommt beim Untergang der Sonne hierher, wenn ihr letzter Schein von diesen Triumphbogen zurückstrahlt. Man nähert sich diesem Wunderwerke mit einer feierlichen Stimmung; man hat kaum die Augen zum Himmel aufgeschlagen, so erwacht das Borgelühl von etwas Unerwartetem. Die Verwunderung ist noch unbestimmt, aber darum nicht weniger mächtig. Wir schreien über die Brücke. Was waren doch die großen Römer für Männer!

Sie brauchten da eine Brücke und richteten drei auf. Beschreiben läßt sich hier nichts, denn der kleinste Stein, der von dieser Höhe auf die prächtigste Beschreibung niederrollte, würde sie wie Glas zerschmettern. Aber eine Barbarei darf nicht verschwiegen werden. Die Bewohner besitzen die Brücke über den Gard als volles Eigen-thum; sie haben drei übereinandergebaute Meisterwerke; sie haben das umringende Schweben und das schäumende Wasser, das zwi-schen den hohen Felsen durchbraust. Und sie, die Sterblichen von Arles, sie, die Sterblichen von fünf Fuß und einigen Zollen, haben es sich einfallen lassen, mit ihren schwachen Händen eine gebrechliche Brücke über den Gard zu bauen. Welcher Spott! Mit welchem Rechte wollt Ihr Pygmäen diese ungeheuren Steinblöcke und Bogen-wölbungen, welche die Römer zwischen Himmel und Erde aufgerichtet haben, durch die elenden Bretter, welche an fingerdicken Händen schwe-ben und die ein Windhauch wegrißt, lindisch nachaffen?

Wir haben die Brücke mit entblößtem Haupte und in stummer Bewunderung überschritten. Auch Nimes ist voll von den Spuren der Römer. Aber hier treibt man einen anderen Mißbrauch; außerhalb der Stadt will man sich nicht der Brücke über den Gard be-dienen; in der Stadt bedient man sich zu sehr der Arena, der Maison Carrée und des Bades der Römischen Damen. Um diese Denkmäler würdig zu ehren, müßte nicht Tag und Nacht das Menschengewimmel sie erfüllen. Der Mensch setzt das Ungeheure herab, wenn er ihm zu nahe tritt. So haben sie die Maison Carrée zu einer Ausstellung von Gemälden und Stickerien benutzt. Die Maison Carrée ist ein elegantes Gebäude, das von anderen Denkmälern, die es umgeben, frei gemacht ist. In demselben ist ein Wächter, der sich auf die an-tiquarischen Studien geworfen und zwei dicke Bände über die Maison Carrée geschrieben hat, zwei dicke Bände, um zu beweisen, daß zwei Nägel, welche in der äußeren Mauer eingeschlagen sind, princeps juventutis bedeuten oder auch nicht. Diese beiden Nägel haben über-haupt den Gelehrten der Gegend schon viel Kopfzerbrechen gemacht. Der eine sagt: die Nägel stellen ein L. dar. — Nein, sagt der An-dere, ein C. Ein Dritter wieder, es ist ein M. — Herr Pelet ist überzeugt, daß das M ein C ist, während Herr Seguir wieder dar-auf schwört, daß dieses C ein M ist. Da kam als Dritter Herr Mérimée hinzu, welcher das M und das C vermittelte — denn das M ist nicht ein C und das C nicht ein M, sagte er; sondern es ist ein L., Lucius Verus, princeps juventutis; Keiner hat Recht, weder Herr Pelet noch Herr Mérimée. Wäre das Denkmal ferner von der Stadt gelegen, so würde es nicht zu diesem Nägelstreit Anlaß ge-gaben haben. Es wäre durch die Stille und Entfernung geschützt worden.

Ein anderes Beispiel. Nichts ist so merkwürdig zu Nimes, wie die Bäder der Römischen Damen. Es sind gewölbte Gänge, ge-räumige Zimmer, Bas-Reliefs, Statuen, die ganze elegante Behag-lichkeit dieser Aftatischen Civilisation. Nun, in den öffentlichen Gär-ten, wo sie jetzt liegen, in welchen der Staub aufwirbelt und wo schmutziges Wasser dunstet, haben die Bäder der Römischen Damen ihre ganze Poesie verloren. Es ist in der That unmöglich, sich diese vornehmen Damen in die verkrüppelten Marmorwände, in das schlammige Wasser, in die offenen Grotten, in diesen Staub, in diese Sonne zurückzudenken. Bergedlich sucht Ihr sie mit den glühend-sten Stellen aus Ovid's Liebestunst oder den schmelzendsten Elegieen Tibull's herbeizurufen. Niemand erscheint, weder die Herrin noch die Sklavin, weder die Römische Conversation, noch die Schönheits-mittel oder die Wohlgerüche. Das von den Siegern der Gallier gebaute Bad ist jetzt eine Schwimmschule zum Gebrauch der unge-waschensten Bewohner von Nimes.

Aber das schönste Denkmal der Stadt, das seltenste und bewun-derndwertheste ist die Arena. Es ist ein Niesenwerk. Auswendig sind die ewigen Mauern ihrer Zierde beraubt worden; tritt man hinein, so glaubt man ein eben erst fertig gewordenes Denkmal zu sehen. Da sind die fallenden Gänge, die hohen Stufen, das unge-deure Bomitorium. Hier drängten sich die Senatoren, dort die Ritter; dort sah das souveraine Volk, weiter hinauf der Plebs, und noch höher die Fremden. Betrachten Sie diese Bank, gnädige Frau, über deren unkeusche Verzierung Sie erröthen würden, wenn Sie eine Ahnung von ihrem Sinne hätten; das war die Bank der Cour-tisänen, und ihnen gegenüber saßen die Besalinnen, geküßt in ihr keuschtes Gewand. Unter diesen fallenden Gewölben brüllten die Löwen, in diesen Hallen harteten die Gladiatoren; in diesen unermeß-lichen Gängen suchte das Volk Schutz, wenn der Regen die Römer daran erinnerte, daß sie in Gallien waren. Für Alles war gesorgt, jeder Platz gezeichnet, Verwirrung unmöglich. Da waren, woran in unseren Theatern nicht zu denken ist, Thüren für den Eingang und Thüren für den Ausgang. Der ungeheure Raum leerete und füllte sich wie mit einem Zauberschlage.

Nun rathen Sie, gnädige Frau, wenn Sie es können, welches Schauspiel mich in der Arena von Nimes erwartete. Ich eilte, löste ein Billet im Bureau, drang in diese geheimnißvollen Wölbungen, stieg ganz oben hinauf, auf die niedrigsten Plätze, und tief unten, tief unten sehe ich etwas sich bewegen. Was war es? Man hätte es für ein Stück Goldscham halten können, welches der Wind wegbläst. Fünf oder sechs Regiments-Trompeter spielten die Favorit-Arie. Rathen Sie, was es war. Ich war genöthigt, vom Berge niederzusteigen. O, Erstaunen! Ich sehe ein ausgespanntes Seil und auf diesem eine, alte Frau, die älteste unter den alten Komödiantinnen dieser Welt, Madame Sagui in eigener Person. Wohl war sie es. Auf dem Kopf hatte sie eine kleine trisirte Perrücke; sie trug eine himmelblaue, goldgestickte Tunika; an den Füßen hatte sie Sandalen. Ihre kleinen, spindeldürren Arme dienten ihr als Balancir-stange, und mit dieser zerarbeitete sie sich, daß es ein Erbarmen war. Aus den Zeiten ihres Ruhms hatte sie einen köstlichen Gestus beibehalten, der ihr

vor vierzig Jahren viel Beifall eingetragen haben mußte. Dieser Gesandte behauptet darin, daß sie ihre Tunicke etwas in die Höhe hob und eine schlotternde Lende sehen ließ, die bessere Zeiten gekannt hatte.

Glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß, wenn ich so oft die Vergangenheit lobe, ich darum für die Gegenwart undankbar sey. Im Gegentheil gestehe ich gern, daß der äußere Pomp der antiken Werke durch die Nützlichkeit der modernen aufgewogen werden kann. Es giebt sogar in Nimes ein gestern erst vollendetes Werk, auf das die Römer selbst stolz seyn würden. Es ist dies die Schöpfung eines einzigen Mannes, Namens Paulin Galabot. Indem er die Berge durchstreich, welche die Stadt umgeben, und überall wüstes Erdreich, ausgetretene Flüsse, Elend und Verwüstung sah, kam ihm der Gedanke zu einem wahrhaft Römischen Werke; auch er wollte die Thäler ausfüllen, die hohen Berggipfel ebnen, die reißenden Gufbäche eindämmen, mit einem Worte die Stadt Nimes mit dem Rhone verbinden. Was er wollte, hat er ausgeführt. Und nicht nur hatte er nicht eine Armee von Römern zu seiner Verfügung, sondern er hatte auch die Gewohnheit, das Vorurtheil, die Böswilligkeit und den Besitz, diese blinden und eigensinnigen Despoten, gegen sich, ja, was noch mehr war, er hatte auch gegen eine außerordentliche Macht, welche man die Verwaltung der Brücken und Ebauffeen nennt, anzukämpfen. Nichtsdestoweniger brachte er in Zeit von anderthalb Jahren das ungeheure Werk zur Ausführung. Sein Weg geht gerade durch die Berge hindurch; er bohrt sich in die Erde ein, und plötzlich erscheint er wieder am Tageslichte. Paulin Galabot führte uns in die Grand-Combe, ein wahres Koblengebirge. Bedrückt und außer Athem kommt man dort an. Die ganze Landschaft, wenn hier noch von Landschaft die Rede seyn kann, ist nackt, wüß, erforben. Dennoch hat sich schon ein Dorf auf dem Abhange der Höhe erhoben; aber in diesem Dorfe bellt kein Hund, ertönt kein Kindergeschrei, kein Vogelgesang. An diesem Orte, der verwundert scheint, daß er mit der lebenden Welt verbunden ist, beginnt kaum das Leben und die Bewegung. Noch dazu muß man beide unter der Erde suchen. Weit und breit erstrecken sich die dunkeln Straßen, die nur hier und da von einem Lichtschimmer erhell werden. Von Zeit zu Zeit hört man nur ein lautes Geräusch; es sind die wiederfallenden Steinkohlen.

Der Weg, der nach der Grand-Combe führt, geht weiter nach Beaucaire. Der Rhone nimmt in Beaucaire die Steinkohlen auf und führt sie dem Meere zu. So hat Beaucaire, eine arme Stadt von zweifelhafter Existenz, die von Zufälligkeiten lebte, ein tägliches Handelsleben erhalten. Auf dem Quai finden wir eine Hängebrücke, welche der Rhone später fortgerissen haben soll; hier sehen wir das Dampfschiff und die Gallote, ein trauriges Fahrzeug, von einem schwindelhaften Pferde gezogen, vorübergleiten; vor zwanzig Jahren war dieses unsere ganze Bildung, und wir hatten keine andere Waffe gegen den Rhone, diesen Städtezerstörer und Länderverwüster. Links liegt das Schloß von Beaucaire, ganz in Trümmern; es ist jetzt ein Ochsenstall. Weiter erblicken wir Tarascon und das Schloß, das der König René erbaut hat; ein armer Cretin, der sich in der Sonne wärmt, empfängt uns.

(Schluß folgt.)

Ein Blick auf die Ueberschwemmungen im südlichen Frankreich.

(Aus einem Schreiben aus Avignon.)

Ein schreckliches Ereigniß, ein unerhörtes, grandioses Drama hat sich im Laufe eines Monats vor unsern Augen entwickelt, ein Drama, an dem wir Alle selbst als Schauspieler oder Zuschauer, als Opfer oder Priester Theil genommen. Es ist uns gerade so zu Muthe, als hätten wir eben einen fürchterlichen Traum gehabt. Der Herbst schien mild und angenehm; unsere schöne südliche Sonne ließ noch durch das gelbliche Laub ihre melancholischen Strahlen durchscheinen, gleich einem Lächeln auf den Lippen eines Kranken; Alles war noch in voller Bewegung, lebte und arbeitete auf den Feldern. Kaum hatte der Säemann den Boden für das künftige Jahr zu bearbeiten angefangen, als auf einmal der ganze Himmel sich herabzusinken schien; die Hülle der Atmosphäre zog sich immer mehr zusammen und verdichtete sich; ein heißer Windstoß verkündigte uns die Schreckensscene, und schwarze finstere Wolken, einem Schwarme von ungeheuren fürchterlichen Raben ähnlich, bedeckten unser Haupt. Der Wind hatte zugleich den Regen herbeigeführt, und welschen Regen! Eine hartnäckige, unaufhörliche und ununterbrochene Sündfluth. Inzwischen wiederholte die Luft von Donnerschlägen, gleich als wenn die ganze Natur Lärm schlagen wollte. Der Regen verbreitete sich, verdichtete sich immer mehr, überzieht endlich das ganze Land und verwandelt jeden Felsen in eine Quelle, jede Quelle in einen Bach, jeden Bach in einen Fluß und jeden Fluß in einen Strom: alles dies vereinigt sich zu jener unumschränkten, absoluten Gewalt, deren Opfer wir nunmehr geworden. Städte und Dörfer stellen den Schauplatz des Schreckens dar. Der Rhone steigt, seine Ufer weichen; des Morgens überdeckt er das Gefilde, und des Abends durchzieht er die Stadt. Seine reißende Schnelligkeit und seine Eroberungssucht scheint keine Gränzen mehr zu kennen. Was er nie erreichte, was

er niemals bedrohte, das reißt er plötzlich mit sich fort. Jedes Feld wird ein See, jede Straße ein Kanal und jedes Haus ein Wasserbehälter. Aus diesem neuen Meere sieht man nur einige rieselnde Baumwipfel hervorragen, so wie einzelne traurige Dächer, deren Schornsteine den ausgestreckten Armen eines Unglücklichen gleichen, der um Hülfe ruft. O weh! die Dächer werden in der That bald von Schaaren von Unglücklichen besetzt; ganze Familien fliehen von einem Stockwerk zum anderen, und überall verfolgt, erreichen sie endlich hier einen Zufluchtsort. Hier, zwischen den Fluthen, die über ihre Häupter zusammenzubrechen drohen, und dem Gewässer, das bis zu ihren Füßen steigt, bringen sie ganze Stunden, ganze Tage, ganze Nächte zu und rufen um Hülfe, schreien nach Brod und suchen bald einen anderen Zufluchtsort zu erreichen; das Geschrei, das Flehen, die Flintenschüsse vermischen ihr dumpfes Getöse mit dem Rauschen der reißenden Gewässer, mit dem Krachen der zusammenstürzenden Häuser und mit dem Heulen des zerstörenden Windes: es ist der unermessliche, unergründliche Zorn Gottes! Der Fluß wächst immer mehr an, der Regen strömt herab ohne Aufhören, die Nächte haben eine Dauer von fünfzehn Stunden, und die Menschen fangen an, zu verzagen, indem sie düstere, verzweifelte Blicke um sich her werfen! Die geängstigten Mütter drücken zitternd ihre kleinen Kinder an die Brust, welche vor Kälte und Hunger umzukommen drohen! O, es ist zu schrecklich! Die Feder vermag es nicht zu beschreiben, was Jeder in seinem Herzen, in seinem Inneren litt und leidet!

Zu derselben Zeit, als wir dem Schauspiele unseres eigenen Unglücks beiwohnten, wurden unsere Gemüther durch die mitleideregenden traurigen Beweise entfernter und vielleicht noch grausameren Unglücks tief erschüttert, welche vor unsern Augen sich kundthaten: es waren Bäume, Gebälke, Thüren, Karren, Ackergeräth, Wäsche, Kleidungsstücke, Thiere, die von dem wilden Strome fortgerissen wurden, um uns von irgend einer herzdurchbohrenden Episode unserer eigenen Geschichte Nachricht zu geben und dann auf immer zu verschwinden. O, wie viel äußeres Glück, wie viel Freude und Wonne wurde mit jedem dieser unzähligen Trümmer plötzlich begraben! Wie viele Kinder und Greise sind mit jenem zusammenstürzenden, in den Abgrund sich versenkenden Gebälk dem nackten Elende preisgegeben! Wo wird die arme Familie, deren Bett so eben von der wüthenden Fluth zertrümmert worden, ihre Zuflucht finden? Wer wird den öden Acker jenes unglücklichen Landmanns bestellen, dessen Karren, dessen Pferd und Heerde so urplötzlich eine Beute des stürmenden schonungslosen Meeres geworden? O, welche große Lehre für den der Weltlust hingebenen Menschen, für dich, den träumerischen Reichen, der du dein ganzes Leben den Täuschungen des Scheinglücks, frivolten Ländereien und flüchtigen Vergnügungen opferst! Schau um dich her! Betrachte diese Trümmer und sieh, wie das Fleisch, das Blut, der letzte Schweiß und das letzte Gut des Armen unter denselben begraben liegen. O! ertöthe über deinen eingebildeten Stolz und beuge dich vor diesem namenlosen Unglück!

Als bereits Alles vorüber zu seyn schien, als der Rhone, gleich einem unerbittlichen Eroberer, der sich überall genau umsieht, ob's in dem zu verlassenden Lande nicht noch etwas zu zerstören und zu verbessern gebe, sich langsamen Schrittes endlich zurückgezogen hatte, als bereits Jeder von uns sich anschickte, den Umfang des erlittenen Unglücks zu überschlagen, als wir in unsere öden Häuser, die wir kaum noch erkannten, wieder zurückkehrten: in diesem Augenblicke stellte sich der Regen wieder ein; der Wind erhob sich von neuem, und der von neuem wachsende Strom riß uns abermals fort; der von der ersten Ueberschwemmung noch feuchte Boden ward von einer zweiten heimgesucht; zu dem bereits erlittenen Unglück sollte sich noch die Furcht vor der Zukunft gesellen, die ängstliche Aussicht, daß die eingetretenen Leiden gar kein Ende nehmen möchten! Dies ist das Schicksal, das während des Laufs eines vollen Monats die schönsten Provinzen Frankreichs heimsuchte, jene Länder, deren sanftes Klima, deren schöne Sonne, deren fruchtbare Gefilde, deren sanftes Klima, deren Wohlgeruch, deren prächtvolle Blumen in jeder Reisebeschreibung so gerühmt werden! Aber noch ist das Unglück nicht ganz an den Tag gekommen; vielmehr hat es kaum erst begonnen. Bei jedem ersten Ausbruche eines öffentlichen Mißgeschickes werden die Gemüther von einer gewissen unbezwingbaren Gewalt gleichsam mit Sturm eingenommen und von der Begeisterung zum Wohlthun hingezogen. Aber wie verhält es sich in der Zukunft! Wie wird es uns im harten Winter gehen! Wie den außer Thätigkeit gesetzten Armen wieder aufhelfen! Wie dem unerforschlichen Verluste begegnen, den Jeder erlitt, der ein Feld, einen Garten oder ein Haus verlor! Dies ist es, woran man jetzt zu denken hat; es ist die lange Kette der Folgen des Unglücks, auf welche das Mitleiden seine Aufmerksamkeit richten muß. Hierbei darf aber auch der Umstand nicht übersehen werden, daß an Ort und Stelle das Mitleiden zwar von selbst die Herzen rührt, daß aber das schreckliche Unglück, das den Reichen eben sowohl als den Armen heimsuchte, zu gleicher Zeit die Hand des Bittenden und die Hand des Gebers lähmt.

Mit Recht dürften wir demnach unsere Aufforderung zur Hülfe an Europa, an Frankreich und insbesondere an die Bewohner der Provence richten. Seit zehn Jahren hat das Unglück ein festes Band der Freundschaft, eine heilige Verflechtung der Bräderschaft unter diesen Bewohnern erzeugt, die sich durch die That bewähren muß. Seit zehn Jahren sind nur wenige Tage verfloßen, wo wir nicht irgend eine Thräne zu trocknen hatten oder irgend eine Wunde bluten sahen. Jedes dieser Jahre hat für uns irgend ein bedeutendes Mißgeschick oder gar ein doppeltes herbeigeführt: im Jahre 1820 die Revolution und die darauf folgende Handelskrise; 1831 die ruchlose Episode von St. Germain-L'Auxerrois, welche unsere frommen Mitbrüder in Trübsal versetzte, und außerdem die Ereignisse in Lyon, in jener ganz besonders unglücklichen Stadt; 1832 grassirte in einem

*) Dieses vom 27. November 1840 datirte Schreiben wird bei der traurigen Weiterentwicklung, die jene Ereignisse erhalten haben, noch jetzt von Interesse seyn. Wer trauend wohl mit Bezug auf den Inhalt dieses Schreibens nicht erst besond'rs zu bemerken, daß es von einem legitimitätlich-süddeutschen Schriftsteller herrührt.

Theile Frankreichs die Cholera, während der Bürgerkrieg und Ver-
rath in einem andern Theile haufen; 1833 der schreckliche Ver-
rath von Denu; 1834 die letzten Mißgeschick zu Lyon; 1835 der Schrecken
der Cholera, die innerhalb dreier Monate die Provence in einen
entsetzlichen Begräbnisplatz umwandelte; 1837 die dritte Erscheinung
der Landplage; 1838 der grausame Winter; 1839 unsere politischen
Prozesse, und endlich 1840 das unerhörte Mißgeschick, von dem
weder die Ueberlieferung noch die Geschichte ein ähnliches Beispiel
aufzuweisen hat.

Italien.

Die Reise nach Italien.

(Schluß.)

Ein Brief von seiner Frau verdoppelte noch die Langeweile seiner
Einsamkeit; er bemerkte, daß sie in Verlegenheit war, wie sie von sei-
nen Angelegenheiten und seinem ersten Kommiss zu ihm sprechen sollte,
und daß sie, anstatt sich über seine Abwesenheit zu beklagen, ihn fast
aufforderte, seine Rückkehr zu verschieben. Wie groß auch sein bis dahin
begründetes Vertrauen auf die feste Tugend seiner Frau war, so machte
doch unser kluger Reisende die Bemerkung, daß, wenn die anwesenden
Ehemänner von ihren Frauen manchmal Unrecht leiden, die abwesenden
sich der Gefahr aussetzen, dieses Unrecht noch zu vergrößern. Er würde
gern zurückgekehrt seyn; aber konnte er es thun, ohne sich zu blamiren?
Er verließ schnell Rom und reiste nach Neapel. Italien ist das Land
der Widersprüche. Von der Stadt der Ruhe und des Schweigens
ging er in die Stadt der Bewegung und des Lärmens; denn von
allen Städten der Ausonischen Halbinsel ist Neapel die geräuschvollste,
die schreidendste und die am meisten geschulternde. Er hatte daher
Mühe, sich an das Neapolitanische Getöse, gegen welches der Lärm
in seiner Straße Saint-Denis fast Ruhe war, zu gewöhnen. Da er
zum Uebermaß seines Unglücks sich eingebildet hatte, daß man in
der Nähe des Vesuv die Strenge der Jahreszeiten nicht fühlte, so
hatte er keinen Mantel, kein Winterkleid mit sich genommen, so daß
er Zeit hatte, auf die Lügen der Reisenden zu schimpfen, welche in
Versen und in Prosa den ewigen Frühling des warmen Italiens
priesen. Der Besuch des Vesuv ist eines von jenen ermüdenden
Bergwägen, von denen kein Reisender sich dispensiren kann. Nach
einer besonders für einen Podagriffen sehr mühsamen Anstrengung
gelangte er an den Krater des Vulkans, an den er dicht herantrat.
Sein Fuß glitt aus, und ohne die Hilfe seines Führers, der ihn
zurückhielt, würde er in den Abgrund hinabgestürzt seyn; ein dichter
Schwefeldampf und Rauch ersüßte ihn beinahe und brachte ihn um
den Genuß des erhabenen Panorama's, das man von der Höhe des
Vesuv erblickt.

Unser unglücklicher Pariser entging der einen Gefahr nur, um
in eine andere zu fallen; man merkt wohl, daß er in der Nähe der
Scylla und Charybdis war. Nachdem die so sehr gewünschte Zeit
seiner Rückkehr gekommen war, bereitete er sich, von Neapel auf ewig
Abschied zu nehmen; und anstatt auf die Rückreise nach Rom den freiwil-
ligen Betturino zu wählen, befiel er seinen Platz in der Post, welche
diesmal zum Unglück eine beträchtliche Summe Geldes mit sich führte.
Räuber, die von dieser guten Gelegenheit gehört hatten, lauerten
ihre bei Terracina auf. Die Post hatte zwar eine Begleitung von
vier Dragonern bei sich; aber diese Dragoner waren päpstliche Sol-
daten; Herr Léger hatte aus Vorsicht Taschenpistolen zu sich gestellt;
aber aus Vorsicht hatte er sie auch nicht geladen, aus Furcht vor
einer durch die Erschütterung des Wagens möglichen Explosion. Der
Widerstand war also unnütz; unser friedlicher Reisende wurde von Kopf
bis zu den Füßen beraubt und ins Sibirge geschleppt. Da er Diebe
und Räuber nur in dem Theater la Gaité gesehen hatte, so glaubte
er, daß die Italiänischen Banditen ein theatralisches Kostüm tragen
müßten, und statt prächtiger Sammetjaden mit goldenen Schnüren
sah er nur erbärmliche Lumpen, die eher Leute ankündigten, die ge-
plündert worden waren, als Leute, die das Handwerk, Andere zu
plündern, treiben. Seine Angst vermehrte sich noch bei dem Anblick
dieser zerrissenen Kleidung, die ihrer gemüthlichen Miene entsprach.
Da er die eitle Thorheit begangen hatte, auf seinen Pass nicht den
Titel: Kaufmann, sondern Eigentümer setzen zu lassen, so glaubten
die Räuber, daß ein reicher Kapitalist in ihre Hände gefallen wäre.
Sie setzten ihm also die Klinge auf die Brust und zwangen ihn, an
seiner Frau zu schreiben, daß sie 50,000 Francs Lösegeld schicken sollte;
sie überlegten sogar, ob sie ihm nicht ein Ohr abschneiden und dem
Briefe als Erkennungszeichen beilegen sollten; sie sprachen sogar da-
von, daß sie das zweite Ohr nachfolgen lassen würden, wenn das
erste nicht genügend seyn sollte. Der Unglückliche, der mehr todt als
lebendig war, bewies ihnen, daß sie die verlangte Summe vor einem
Monat haben würden; sie willigten daher ein, ihm seine beiden Ohren
zu lassen, die ihm nur dazu dienten, täglich neue Drohungen zu
hören. Eine Stunde später, und es war um ihn geschehen! In dieser
schrecklichen Angst suchte er sein Heil in der Flucht, und in einer
Nacht, als die Räuber, von einer beschwerlichen Expedition ganz er-
mattet, fast eingeschlafen waren, fand er Mittel zu entkommen. Ganz
ausgehungert und von Rheumatismus fast gelähmt (denn er hatte
nur schwarzes Brod gegessen und auf der bloßen Erde gelegen)
schleppte er sich bis auf die Hauptstraße und schwebte beständig in
der Furcht, die Räuberbande sey dicht an seinen Fersen. Von Rom
aus eilte er, die Französische Grenze zu gewinnen. Sechs Monate

eines so bewegten und gefährlichen Lebens hatten seine Gesundheit
untergraben und seine Börse geleert, ohne seinen Geist zu bereichern;
mit welcher Sehnsucht eilte er zu den Gewohnheiten seines häus-
lichen und gewerblichen Lebens! Wie drängte es ihn, seinen Heerd
wiederzusehen und seine tugendhafte Lebensgefährtin zu umarmen,
deren er immer würdig war! Denn abgesehen von der Furcht
vor dem Stilet, welches in diesem Lande der Blutrache die zärt-
lichsten Verbindungen oft auf eine tragische Weise auflöst, hätte
ihn seine Treue gegen seine Frau vor den Reizen der Italiänischen
Sirenen bewahrt. Er glaubte nur glücklich zu seyn, wenn er,
wie Ulysses, am Ziel seiner traurigen Odysee seine geliebte Penelope
wiederfände.

Je mehr er sich Paris näherte, je mehr klopfte ihm das Herz.
Er kam an . . . aber, o Unglück! während man im Posthose seine
Sachen auspackte, durchlief er ganz gemächlich eine Zeitung, in wel-
cher er folgenden Artikel las: „Man spricht von dem Fallissement
des Herrn L. . . ., des reichen Kaufmanns in der Straße Saint-
Denis. Seit langer Zeit hatte er die Flucht ergriffen, um den Verfol-
gungen seiner Gläubiger zu entgehen. Man glaubt, daß er sich nach
Italien geflüchtet hat.“

Eine solche Nachricht war für ihn ein wahrer Donnerschlag. Er
stürzte nach seiner Wohnung, wo er die Bestätigung einer so nieder-
schlagenden Wahrheit empfing; er erfuhr, daß seine Frau und Herr
Courtois durch ihre allzu gewagten Speculationen mit seinem Gelde
seinen Kredit kompromittirt hatten und zusammen nach Brüssel ab-
gereist waren. Da er ein rechtschaffener Mann war, so beklagte
man ihn allgemein, aber man begnügte sich nur damit, ihn zu beklagen.
Das Opfer einer Laune, die ihm so theuer zu stehen gekom-
men war, sah er sich genöthigt, in derselben Straße, wo er Chef
eines Hauses gewesen war, einfacher Kommiss zu werden. Dieses
Amt übt er noch jetzt aus, aber er ist von seiner Wuth, zu reisen,
für immer geheilt. Er wird keinen Schritt nach seiner Frau laufen,
und wenn er jemals sein Glück wieder machen sollte, so verspricht
er, glücklich und ruhig zu Paris zu bleiben. A. Bignan.

Mannigfaltiges.

— Institut der Provinzen Frankreichs. Die Franzö-
sische Provinz, die eben so in wissenschaftlicher und literarischer, wie
in politischer und socialer Beziehung von der Hauptstadt abhängig
ist, hat zwar in den letzten Jahren einzelne Versuche gemacht, sich
wenigstens einen Schein von Selbstständigkeit zu verschaffen, doch die
Schwerkraft, die Paris übt, ist von so überwältigender Art, daß
man die Provinzialstädte nicht einmal die Planeten dieser Sonne
nennen kann, in die Alles hineinstürzt, was in ihrem Systeme
sich zu bewegen versucht. Nur wenn die Hauptstadt selbst Theil
nimmt an den wissenschaftlichen, literarischen oder politischen Lebens-
äußerungen der Provinz, ist diesen irgend ein Erfolg zu ver-
sprechen. Eine solche Lebensäußerung ist unter Anderem der wissen-
schaftliche Kongress, der sich seit sechs Jahren nach dem Muster der
Deutschen Gesellschaft der Naturforscher und Aerzte gebildet hat und
der im letzten Herbst in Besançon versammelt war. Die Pariser
Gelehrten nehmen, wenn auch nur in spärlichen Deputationen, an
diesen Versammlungen Theil und dulden es, obwohl nicht ohne
ironisches Lächeln, daß die 400 Provinzial-Männer des Kongresses zu-
weilen von einem wissenschaftlichen Bestreben sprechen, das außerhalb
der Hauptstadt sich geltend mache. In den beiden letzten Sessionen
dieses Kongresses, zu Mans und Besançon, ist sogar der Plan ent-
worfen worden und zum Theil bereits zur Ausführung gekommen,
neben jener umherwandernden Versammlung ein permanentes „Institut
der Provinzen Frankreichs“ zu begründen, dessen Sitz mindestens
drei und höchstens sechs Jahre lang immer in der Hauptstadt einer
Provinz seyn soll; in welcher ein beständiges Bureau mit einer Di-
rection an der Spitze zu diesem Behufe errichtet wird. Jährlich
findet eine General-Versammlung zur Ernennung neuer Mitglieder,
deren Anzahl auf höchstens 200 in ganz Frankreich festgesetzt ist, und
zur Bezeichnung der für den Druck bestimmten Memoiren statt. Die
verschiedenen Sectionen des Instituts halten jedoch noch besondere
Sitzungen, die der Direktor derselben einberuft und worin man sich
bemühen wird, die zerstreuten wissenschaftlichen Arbeiten der Provinz
zu sammeln, zu ordnen und ihnen ein eingreifenderes Interesse zu
verschaffen. Es werden zu diesem Behufe zwei verschiedene Samm-
lungen von Denkschriften publizirt: die eine für physikalische und
Naturwissenschaften und die andere für Geschichte, Literatur &c.
Das Institut selbst bleibt mit dem „wissenschaftlichen Kongress“ im
Zusammenhang und hält auch jedesmal während der Versammlung
desselben eine außerordentliche Sitzung. Für die nächsten drei Jahre
ist die Stadt Mans zum Sitz des Instituts erwählt; Herr Caubin
ist zum Präsidenten und die Herren Michelet und Demonzi sind zu
Secretairen desselben ernannt. Alle drei Jahre wird ein allgemeiner
Bericht über die wissenschaftlichen Arbeiten der Französischen Pro-
vinzen, auch mit Einschluß dessen, was außerhalb des Kongresses
und Institutes geschieht, ausgegeben werden. Man sieht, es ist dies
ein neuer löblicher Versuch, sich von der Alleinherrschaft der Haupt-
stadt zu emanzipiren; ob er aber nicht eben so wie seine Vorgänger
an dem souverainen Willen von Paris scheitern werde, das muß die
Folge lehren. Schon ist in dem Umstande, daß kein einziges Pariser
Blatt von diesem Unternehmen ausführlichen Bericht gegeben,
eine planmäßige Opposition zu erkennen.